

Schlimmste noch bevorstand. Zu ihrer Linken ragte eine gewaltige, bestimmt vierzig Schritt hohe Wand auf, der die Reisenden nun hilflos entgegentrudelten. Hier, in der Weltenburger Enge, war die Donau so schmal wie fast nirgendwo sonst. Ein vor allem bei Hochwasser brodelnder Hexenkessel, der schon so manchen Flößer das Leben gekostet hatte.

»Bei Gott, festhalten! Haltet's euch fest, um Himmels willen!«

Der vordere Steuermann stemmte sich gegen das Ruder, als das Floß in einen weiteren Strudel tauchte. Muskelstränge traten an seinen Armen hervor wie knorrige Wurzeln, doch die lange Stange in seinen Händen bewegte sich keinen Zentimeter. Die schweren Gewitterregen der letzten Tage hatten den Fluss stark anschwellen lassen, so dass die sonst so lauschigen Kiesbänke am Ufer vollkommen verschwunden waren. Äste und entwurzelte Bäume trieben in der weißen Gischt vorüber. Schneller, immer schneller schoss das breite Floß auf die Felswand zu. Jakob Kuisl hörte neben sich ein hässliches Geräusch, als die Fichtenstämme am Kalkstein entlangschrammten. Die Wand war nun direkt über ihnen, ein steinerner Gigant, der seinen Schatten auf die kleine Gruppe Menschen warf. Scharfe Kanten gruben sich in die linke Floßseite und schnitten den äußersten Fichtenstamm der Länge nach auf wie einen Laib Brot.

»Heiliger Nepomuk, steh uns bei! Gütige Jungfrau Maria, hilf uns in unserer Not! Seliger Nikolaus, verschone uns ...«

Kuisl blickte mürrisch zur Seite, wo eine Klosterschwester sich an einen elfenbeinernen Rosenkranz klammerte und unablässig ihre Gebete in den wolkenlosen Himmel greinte. Auch die anderen Reisenden auf den Holzbänken murmelten mit kreidebleichen Gesichtern Fürbitten und

bekreuzigten sich. Ein fetter Großbauer wartete mit geschlossenen Augen und Schweißperlen auf der Stirn auf sein sicheres Ende, ein Franziskanermönch rief mit sich überschlagender Fistelstimme die vierzehn Notheiligen an. Der kleine Junge, den Jakob Kuisl soeben vor dem Ertrinken bewahrt hatte, klammerte sich an seinen Vater und weinte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der Fels die zusammengeschnürten Stämme zermalmt haben würde. Die wenigsten der Menschen auf dem Floß konnten schwimmen, aber es war ohnehin fraglich, ob ihnen das in den reißenden Strudeln geholfen hätte.

»Dreckswasser, vermaledeites!«

Kuisl spuckte aus und warf sich nach vorne, wo der Steuermann noch immer versuchte, das mit Tauen am Bug befestigte Ruder herumzureißen. Der Schongauer Henker stellte sich breitbeinig neben den Flößer und drückte mit seinem stämmigen Oberkörper gegen die Stange. Es fühlte sich an, als hätte sich das Steuerruder in irgendetwas tief unten im eiskalten Flusswasser verfangen. Kuisl gingen die Schauergeschichten der Flößer durch den Kopf, die von schleimigen, bösartigen Ungeheuern am Grunde des Flusses zu berichten wussten. Erst gestern hatten ihm Fischer von einem fünf Schritt langen Waller erzählt, der im Donaudurchbruch in einer Höhle hausen sollte. Was in Dreiteufelsnamen drückte dort unten gegen die Stange?

Mit einem Mal spürte er, wie das Ruder sich ein winziges Stück bewegen ließ. Ächzend stemmte er weiter, er hatte das Gefühl, dass seine Knochen jeden Moment brechen müssten. Ein letztes Knirschen, und plötzlich gab das Ruder nach, das Floß drehte sich gegen den Strudel und wurde mit einer letzten schaukelnden Bewegung von der Felswand förmlich wegkatapultiert.

Nur Augenblicke später trieben sie pfeilschnell auf drei kleine felsige Inseln auf der rechten Uferseite zu, wieder schrien einige der Reisenden auf, doch der Flößer hatte mittlerweile wieder die Kontrolle über sein Gefährt. Das Floß rauschte an den von Gischt umspülten Felskuppen vorbei, noch einmal tauchte es mit dem Bug tief in das Wasser ein; dann hatten sie die gefährliche Flussenge passiert.

»Einen schönen Dank auch!« Der Steuermann wischte sich Schweiß und Wasser aus den Augen und reichte Kuisl seine schwielige Hand. »Um ein Haar hätt sich die Lange Wand uns alle zur Vesper schmecken lassen. Magst ned auch Flößer werden?« Er griente Kuisl an, während er gleichzeitig dessen Bizeps abtastete. »Kraft hast wie zwei Ochsen und fluchen kannst auch schon wie unsereins. Also, wie wär's?«

Jakob Kuisl schüttelte den Kopf. »Vergelt's Gott. Aber ihr hättet keine Freud mit mir. Noch so ein Strudel, und ich speib euch ins Wasser. Ich brauch die Erde unter den Füßen.«

Der Flößer lachte, und Kuisl schüttelte die nassen zottigen Haare, so dass die Tropfen in alle Richtungen spritzten.

»Wie lang wird's noch bis Regensburg sein?«, fragte er den Steuermann. »Dieser Fluss macht mich noch ganz dämisch. War bestimmt das zehnte Mal, dass ich gedacht hab, um uns ist's geschehen.«

Jakob Kuisl blickte zurück, wo noch immer die Felswände links und rechts des Flusses emporragten. Manche von ihnen erinnerten ihn an versteinerte Untiere oder an Köpfe von Riesen, die auf das Gewusel der winzigen Sterblichen tief unter ihnen hinabstarrten. Kurz davor hatten sie das Weltenburger Kloster passiert, eine von

Krieg und Hochwasser zerfressene Ruine. Trotz ihres traurigen Zustands suchte sie noch so mancher Donaureisende für ein stilles Gebet auf. Die darauffolgende Flussenge galt gerade nach starken Regenfällen als echte Herausforderung für jeden Flößer – ein paar Vaterunser vorher konnten da sicher nicht schaden.

»Die Lange Wand ist bei Gott die schlimmste Stelle«, sagte der Steuermann und schlug ein Kreuz. »Besonders bei Hochwasser. Aber jetzt geht's friedlich dahin, mein Wort. In ein paar Stunden sollten wir ankommen.«

»Ich hoff, du hast recht«, knurrte der Henker. »Sonst zieh ich dir dein gottverdammtes Ruder über den Rücken.«

Jakob Kuisl wandte sich ab und tapste mit vorsichtigen Schritten den schmalen, glitschigen Gang zwischen den Bankreihen entlang nach hinten, wo die Ladung in Fässern und Kisten verstaut war. Das Reisen auf dem Floß war ihm zuwider, auch wenn es sicherlich die schnellste und immer noch sicherste Art war, in eine andere Stadt zu kommen. Der Henker liebte es, festen Waldboden unter seinen Füßen zu spüren. Aus Holzstämmen baute man Häuser, Tische und meinetwegen Galgen, aber man stolperte nicht über sie, während sie durch reißendes Wasser schaukelten. Kuisl war froh, wenn das Geschaukel bald ein Ende hatte.

Dankbar musterten ihn die Reisenden, die mittlerweile wieder etwas Farbe im Gesicht hatten und vor Erleichterung beteten oder laut lachten. Der Vater des geretteten Jungen wollte Kuisl an die Brust drücken, doch der Henker wischte den Mann beiseite und verschwand brummend zwischen den verzurrten Kisten.

Hier, auf der Donau, vier Tagesreisen von seiner Heimat entfernt, wussten weder Passagiere noch Mann-

schaft, dass Jakob Kuisl der Schongauer Scharfrichter war. Für den vorderen Steuermann war dies ein Glücksfall. Hätte sich herumgesprochen, dass ein Henker dem Flößer beim Rudern geholfen hatte, der Mann wäre vermutlich aus seiner Zunft verstoßen worden. Kuisl hatte davon gehört, dass in manchen Gegenden die Berührung, ja allein schon der Blick eines Scharfrichters ehrlos machen konnte.

Jakob Kuisl kletterte auf ein Fass gepökelter Heringe im hinteren Teil der Ladung und steckte sich seine Pfeife an. Jetzt, hinter der berüchtigten Weltenburger Enge, wurde die Donau wieder breiter. Das Städtchen Kelheim tauchte linker Hand auf, schwer bepäckte Kähne glitten so nah am Floß vorbei, dass Kuisl ihre Ladung fast berühren konnte. Von einem weiter entfernten Schiff war das Lied einer Fiedel zu hören, begleitet vom Klirren eines Schellenkranzes. Gleich dahinter pflügte sich ein Floß, breit wie ein Haus, gemächlich durch die Strömung. Es war beladen mit Kalk, Eibenholz und Ziegeln und hing so tief im Wasser, dass immer wieder kleine Wellen über die Stämme spülten. Der Floßmeister, der vor seiner notdürftig gezimmerten Hütte in der Mitte des behäbigen Gefährts stand, schlug eine Glocke, als ihm einige kleinere Fischerboote gefährlich nahe kamen.

Der Henker ließ ein paar Tabakswolken in den blauen, fast wolkenlosen Sommerhimmel steigen und versuchte für einige Minuten, den traurigen Grund seiner Reise zu vergessen. Sechs Tage war es nun her, dass ihn in seinem Haus in Schongau ein Brief aus dem fernen Regensburg erreicht hatte. Der Inhalt des Schreibens hatte ihn mehr getroffen, als Kuisl seiner Familie gegenüber hatte zeigen wollen. Seine jüngere Schwester Lisbeth, die seit Jahren als Ehefrau eines Baders in der fernen Reichsstadt lebte,

war schwer krank. Von einer Geschwulst im Bauch war die Rede, von schrecklichen Schmerzen und schwarzem Ausfluss. In dem mit krakeligen Zeilen beschriebenen Pergament bat ihn sein Schwager, so bald wie möglich nach Regensburg zu kommen, da nicht sicher sei, wie lange Lisbeth noch lebte. Also hatte der Schongauer Henker den Arzneischrank in seiner Stube ausgeräumt, Schlafmohn, Arnika und Johanniskraut in seinen Leinensack gepackt und war auf das nächste Floß Richtung Donau gestiegen. Als Scharfrichter war es ihm eigentlich nicht gestattet, ohne Genehmigung des Rates die Stadt zu verlassen, aber Kuisl hatte sich über das Verbot einfach hinweggesetzt. Sollte ihn der Gerichtsschreiber Johann Lechner nach seiner Rückkehr doch vierteilen lassen! Das Schicksal seiner Schwester war ihm wichtiger. Kuisl traute den studierten Quacksalbern nicht, die Lisbeth vermutlich nur Blut abzapften, bis sie weiß war wie eine Wasserleiche. Wenn jemand seiner Schwester helfen konnte, dann nur er selbst und kein anderer.

Der Schongauer Scharfrichter tötete und heilte. In beidem war er ein Meister.

»He, Großer! Trinkst auch einen Schluck mit?«

Jäh aus seinen Gedanken gerissen sah Jakob Kuisl nach vorne, wo einer der Flößer ihm mit einem Glas zuprotete. Der Henker schüttelte den Kopf und schob seinen schwarzen Schlapphut in die Stirn, um sich vor der blendenden Sonne zu schützen. Seine große Hakennase ragte unter der Krempe hervor, darunter steckte die dampfende Stielpfeife. Verdeckt vom Hut musterte er Reisende und Flößer, die nun in der Mitte zwischen den Kisten standen und mit einem Schluck Branntwein auf den überstandenen Schrecken anstießen. Kuisl plagte ein Gedanke, der kam und ging wie eine lästige Schnake und der nur kurz-

zeitig durch die Strudel an der Langen Wand verdrängt worden war.

Seit seiner Abreise hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden.

Es war keine Gewissheit, nur ein Zusammenspiel aus Instinkt und jahrelanger Erfahrung, die er sich in seiner Zeit als Söldner im Großen Krieg erworben hatte. Ein leichtes Jucken zwischen den Schulterblättern. Er wusste nicht, wer ihn beobachtete und warum, aber das Jucken blieb.

Kuisl sah sich um. Unter den Passagieren befanden sich zwei Franziskanermönche und eine Nonne, ansonsten gab es fahrende Handwerker, Wandergesellen und einige einfache Kaufleute. Gemeinsam mit dem Henker waren sie eine Gruppe von etwa zwei Dutzend, die sich dem Konvoi der fünf Flöße angeschlossen hatten. Hier auf der Donau war es möglich, in nur einer Woche bis nach Wien, in drei Wochen sogar bis zum Schwarzen Meer zu reisen. Abends, wenn die Flöße gemeinsam am Ufer anlegten, traf man sich am Feuer, wechselte das eine oder andere Wort miteinander und erzählte von früheren Reisen und Gefahren. Nur Kuisl kannte niemanden und saß deshalb meist allein, was ihm nur recht war, hielt er doch die meisten Menschen ohnehin für tratschsüchtige Einfaltspinsel. Von seinem Platz am Rand aus beobachtete der Henker jeden Abend die Männer und Frauen, wie sie um das Feuer saßen, lachten, billigen Wein tranken und an ihren Hammelkeulen nagten. Und immer wieder glaubte er einen Blick zu spüren, der unentwegt auf ihn gerichtet war. Auch jetzt zur Mittagszeit juckte es ihn wie von einem kleinen Käfer zwischen den Schulterblättern.

Jakob Kuisl ließ die Beine vom Holzfass baumeln und tat gelangweilt. Er stopfte seine Pfeife neu und blickte hin

zum fernen Ufer, als würde er dort die Horde von Kindern mustern, die ihm von der Böschung aus zuwinkten.

Ganz plötzlich jedoch wendete er seinen Kopf Richtung Heck.

Für den Bruchteil einer Sekunde bemerkte er, wie eine Gestalt zu ihm herüberstarrte. Es war der zweite Steuermann, der das Ruder am hinteren Teil des Floßes führte. Soweit sich Kuisl erinnern konnte, war er in Schongau zugestiegen. Der Mann war beleibt und fast so groß wie der Henker, an der Seite seines blauen Jankers baumelte ein unterarmlanger Hirschfänger. Seine Schultern waren breit, ein mächtiger Bauch wölbte sich über den kupfernen Gürtel und die Kniehose, die in groben, hohen Lederstiefeln steckte. Auf dem Kopf trug er den bei Flößern üblichen Stopselhut. Am auffälligsten aber war das Gesicht des Mannes. Die gesamte rechte Hälfte war ein zerfurchter Acker von kleinen Kratern und Narben, die vermutlich von starken Verbrennungen herrührten. Über einer Augenhöhle hatte der Mann eine schwarze Klappe; hinzu kam ein rötlich schimmernder Narbenwulst, der von der Stirn bis zum Kinn reichte und wie ein fetter Wurm hin und her zu zucken schien.

Kurz hatte Jakob Kuisl das Gefühl, kein Gesicht, sondern eine Fratze vor sich zu sehen.

Eine Fratze des Hasses.

Der Augenblick verging, und der Steuermann beugte sich wieder über sein Ruder. Er hatte sich vom Henker abgewandt, als hätte ihr kurzer Blickkontakt nie existiert.

Ein Bild aus der Vergangenheit huschte durch Kuisls Kopf, doch er konnte es nicht fassen. Träge floss die Donau an ihm vorüber und nahm die Erinnerung mit. Was blieb, war eine vage Ahnung.

Wo um alles in der Welt ...?

Jakob Kuisl kannte diesen Mann. Er wusste nicht woher, aber sein Instinkt warnte ihn. Der Schongauer Scharfrichter hatte als Söldner im Großen Krieg die verschiedensten Menschen kennengelernt, Feige und Tapfere, Aufrechte und Verschlagene, Opfer und Mörder, darunter viele, die der Krieg wahnsinnig gemacht hatte. Eins konnte Kuisl mit Sicherheit sagen: Der Mann, der nur wenige Schritte von ihm entfernt gemächlich die Ruderstange durch das Wasser zog, war gefährlich. Gerissen und gefährlich.

Behäbig rückte der Henker den Knüppel aus Lärchenholz an seinem Gürtel zurecht. Alles in allem kein Grund zur Sorge. Es gab genügend Menschen, die das Gleiche von ihm behaupteten.

Jakob Kuisl verließ das Floß in dem kleinen Dorf Prüfening, bereits einige Meilen vor Regensburg.

Der Henker grinste, während er seinen Sack mit den Arzneien schulterte und den Rottflößern, Händlern und Handwerkern noch einmal zuwinkte. Wenn dieser Fremde mit dem verbrannten Gesicht wirklich hinter ihm her war, hatte er jetzt ein Problem. Als Steuermann konnte er schlecht von Bord gehen, bevor das Floß in Regensburg anlandete. Tatsächlich starrte der Flößer mit seinem gesunden Auge zu ihm herüber, fast schien es, als wollte auch er auf die kleine Mole springen – doch dann besann er sich offenbar eines Besseren. Ein letzter hasserfüllter Blick, nur einen Augenblick lang, so dass kein anderer es bemerkte, dann wandte er sich wieder seiner Arbeit zu und wickelte glitschige, armdicke Taue um den Molenpfosten.

Das Floß blieb vertäut, bis einige wenige Reisende für die kurze Passage nach Regensburg eingestiegen waren,

dann legte es ab und glitt gemächlich auf die Reichshauptstadt zu, deren höchste Türme bereits am Horizont zu sehen waren.

Jakob Kuisl blickte dem Floß kurz nach, dann pfiß er einen Landsermarsch und schritt auf der schmalen Straße Richtung Norden. Schon bald hatte er das kleine Dorf verlassen, links und rechts breiteten sich im Wind wogende Kornfelder aus. Ein Grenzstein markierte die Linie, wo Kuisl bayerisches Territorium verließ und die Gefilde der freien Reichsstadt Regensburg betrat. Bislang kannte er den berühmten Ort nur aus Erzählungen. Er wusste, dass Regensburg zu den größten Städten im Reich zählte und direkt dem Kaiser unterstellt war. Und er hatte gehört, dass sich hier auf sogenannten Reichstagen die Kurfürsten, Bischöfe und Herzöge trafen, um über die Geschichte des Reiches zu verhandeln.

Als Kuisl jetzt in der Ferne die hohen Stadtmauern und Türme aufragen sah, überfiel ihn ein Gefühl von Heimweh. Der Schongauer Henker war für die große Welt nicht gemacht, ihm reichten das Sonnenbräu-Wirtshaus gleich hinter der Kirche, der grüne Lech und die tiefen bayerischen Wälder.

Es war ein heißer Mittag im August, die Sonne stand direkt über ihm am Himmel und ließ das Getreide gelb aufleuchten. Weiter hinten am Horizont ballten sich die ersten schwarzen Gewitterwolken. Rechts ragte aus den Feldern ein Galgenhügel auf, auf dem einige Gestalten sanft hin- und herschaukelten. Verfallene Schanzanlagen zeugten davon, dass der Große Krieg noch nicht lange vorüber war. Längst war der Henker nicht mehr allein auf der Straße. Kutschen und einzelne Reiter preschten an ihm vorbei, Ochsen zogen gemächlich die Karren der Bauern aus dem Umland. Ein breiter Strom von Men-

schen wälzte sich lärmend und schreiend auf Regensburg zu und staute sich schließlich vor einem hohen Tor in der westlichen Stadtmauer. Zwischen den ärmlich in Wolle und grobes Tuch gekleideten Bauern, den Pilgern, Bettlern und Fuhrleuten konnte Jakob Kuisl auch immer wieder einen Blick auf prächtig ausgestaffierte Edelleute erhaschen, die sich auf hohem Ross einen Weg durch die Menge bahnten.

Stirnrunzelnd beobachtete der Schongauer Henker diesen seltsamen Aufmarsch. Offenbar stand schon bald wieder einer dieser Reichstage an. Er reihte sich ein in die Schlange von Menschen, die vor dem Tor darauf warteten, eingelassen zu werden. Dem Schimpfen und Fluchen nach zu urteilen, schien es länger zu dauern als üblich.

»He, Großer! Wie ist der Wind dort oben?«

Jakob Kuisl beugte sich hinunter zu dem Bauern, der ihn offenbar angesprochen hatte. Als der kleine Mann das grimmige Gesicht des Henkers nun direkt vor sich erblickte, musste er kurz schlucken, bevor er weitersprach.

»Kannst du sehen, was dort vorne los ist?«, fragte er mit einem schmalen Lächeln. »Zweimal die Woche bring ich meine Rüben auf den Markt, immer dienstags und samstags. Aber so ein Gedränge habe ich noch nicht erlebt.«

Der Henker stellte sich auf die Zehen. Auf diese Weise überragte er alle Umstehenden um fast zwei Köpfe. Kuisl konnte erkennen, dass am Tor gleich ein halbes Dutzend Wachen stand. Mit ihren blechernen Torgeldbüchsen sammelten die bewaffneten Männer von jedem einzelnen Passanten den Wegzoll ein. Immer wieder stießen die Wachleute unter den wütenden Protesten der Bauern mit Schwertern in die Ladungen von Korn, Heu und Kohlköpfen, ganz so, als würden sie jemanden suchen.

»Jeder einzelne Wagen wird kontrolliert«, murmelte

der Henker und sah spöttisch auf den Bauern hinunter. »Habt's den Kaiser in der Stadt oder macht's ihr immer so einen Zinnober?«

Der Mann seufzte. »Wahrscheinlich ist bloß wieder irgendein wichtiger Gesandter eingetroffen. Dabei ist der Reichstag doch erst nächstes Jahr! Wenn das so weitergeht, sind alle Marktstände weg, bevor ich am Haidplatz bin. Zefix!« Er fluchte und biss zornig in eine seiner Rüben, die er in einem Korb vor sich hertrug. »Drecks-gesandte! Eine Plage wie die Muselmanen! Nichts als Ärger bringen die in die Stadt. Rühren keinen Finger und halten den Verkehr auf.«

»Weshalb sind's denn da?«, fragte Jakob Kuisl.

Der Bauer lachte. »Weshalb? Um uns die Haare vom Kopf zu fressen, darum! Zahlen keine Steuern und bringen ihre eigenen Handwerker mit, die den unseren die Arbeit wegnehmen! Angeblich wollen sie gemeinsam beraten, wie man die gottverfluchten Türken davon abhält, ins Deutsche Reich einzufallen. Aber wenn du mich fragst, ist das nichts als leeres Gerede!« Er seufzte tief. »Warum kann der Kaiser seinen Reichstag nicht auch mal in einer anderen Stadt abhalten? Aber nein, alle paar Jahre trifft's uns aufs Neue. Man glaubt schon fast, diese Gesandten sind immer hier!«

Jakob Kuisl nickte, ohne wirklich zugehört zu haben. Was kümmerte ihn dieser Reichstag? Alles, was er wollte, war seine kleine Lisbeth sehen. Sollten die hohen Herren ruhig währenddessen den nächsten Krieg beschließen. Sie würden schon genug finden, die sich für Geld und Ruhm umbringen ließen. Er jedenfalls hatte mit dem großen Hauen und Stechen nichts mehr zu schaffen.

»Und du? Warum bist du hier«, fragte der Bauer weiter. »Hast du schon eine Bleibe?«

Jakob Kuisl schloss die Augen. Offensichtlich war er an den gesprächigsten Bauern im gesamten Regensburger Umland geraten.

»Ich komm bei meiner Schwester unter«, knurrte er und hoffte, dass ihn das kleine Männlein endlich in Ruhe ließ.

Währenddessen waren der Henker und sein Nachbar in der Schlange immer weiter aufgerückt. Nur noch zwei Heukarren trennten sie vom sogenannten Jakobstor. Die Wächter schauten unter das Fahrwerk und stachen ins Heu, dann winkten sie die Wagen durch und widmeten sich den nächsten Passanten. Von fern war erstes Donnern hören zu hören, das Gewitter würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Schließlich war die Reihe an ihnen. Der Bauer durfte ohne weitere Untersuchung passieren, doch Jakob Kuisl wurde herausgewinkt.

»He, du! Ja, du!« Eine Wache in Helm und Brustharnisch deutete auf den Henker und bedeutete ihm, näherzukommen. »Wo kommst du her?«

»Aus Schongau unten bei Augsburg«, brummte der Henker und sah sein Gegenüber an, als würde er einen Stein betrachten.

»So, aus Augsburg ...«, begann der Wächter und zwirbelte seinen kunstvollen Schnauzbart.

»Nicht aus Augsburg, aus Schongau«, knurrte der Henker. »Ich bin kein dreckiger Schwab, ich bin Bayer.«

»Wie auch immer«, sagte der Wächter und warf seinen Kameraden hinter ihm einen zwinkernden Blick zu. Dann musterte er Kuisl, als würde er ihn mit einem inneren Bild abgleichen. »Und was willst du hier, Bayer?«

»Meine Schwester wohnt bei euch«, antwortete der Henker knapp, ohne auf den spöttischen Unterton einzu-

gehen. »Sie ist schwer krank, und ich statte ihr einen Besuch ab, wenn's erlaubt ist.«

Der Wachmann grinste selbstgefällig. »Deine Schwester, soso. Na, wenn die genauso ausschaut wie du, wirst du sie schnell gefunden haben.« Er lachte und wandte sich wieder feixend seinen Kameraden zu. »Wandelnde Felsbrocken mit Hakennase haben wir hier eher selten, nicht wahr?«

Gelächter ertönte um sie herum. Jakob Kuisl schwieg, während der Wachmann weiter stichelte: »Hab schon gehört, dass sie euch Schwaben mit Kasspatzen füttern, bis es euch zu den Ohren rauskommt. Du bist der beste Beweis dafür, dass dieses Zeug fett und dumm macht.«

Ohne seine Miene zu verändern, trat der Henker einen Schritt auf den Mann zu und fasste ihn beim Kragen. Die Augen der Wache traten wie Glasmurmeln hervor, während Jakob Kuisl ihn zu sich hochzog.

»Hör zu, Bursch«, knurrte er. »Wenn du was von mir willst, dann red gradaus mit mir. Ansonsten halt dein Maul und lass mich durch.«

Plötzlich spürte der Henker eine Schwertschärpe in seinem Rücken.

»Lass ihn runter«, ertönte eine Stimme hinter ihm. »Ganz langsam, Großer. Sonst ramm ich dir das Schwert in die Gedärme, dass es vorne wieder rauskommt. Hast du mich verstanden?«

Der Henker nickte langsam und setzte den verängstigten Mann auf dem Boden ab. Als Jakob Kuisl sich umdrehte, sah er einen groß gewachsenen Wachtmeister in blank poliertem Kürass vor sich stehen. Wie sein Kollege trug er einen gewirbelten Schnauzer, aus dem in der Sonne funkelnden Helm ragte eine blonde Mähne hervor. Sein Schwert hielt er jetzt direkt vor Jakob Kuisls Hals-

beuge. Mittlerweile hatte sich eine kleine Menge Schau-
lustiger um sie versammelt, die gespannt darauf warteten,
was als Nächstes passierte.

»So ist's gut«, sagte der Hauptmann mit einem schma-
len Lächeln. »Du wirst dich jetzt umdrehen, und wir ge-
hen gemeinsam die Treppe hoch in den Torturm. Dort
haben wir für Leute aus Bayern ein feines Quartier zum
Nachdenken.«

Der oberste Torwächter schob seine Schwertspitze nur
wenige Zentimeter an den Hals des Henkers heran, um
seiner Forderung Nachdruck zu verleihen. Kurz war Kuisl
versucht, das Schwert zu packen, den Mann zu sich her-
zuziehen und ihm den Lärchenholzknüppel zwischen die
Hosenbeine zu schieben. Aber dann bemerkte er die an-
deren Wachen, die mit erhobenen Lanzen und Hellebar-
den um ihn herumstanden und sich tuschelnd unterhiel-
ten. Warum hatte er sich nur reizen lassen! Fast schien
ihm, als ob der Wachmann es darauf angelegt hätte, ihn
zu provozieren. Gingen die Regensburger etwa mit allen
Fremden so um?

Jakob Kuisl drehte sich um und marschierte auf den
Turm zu. Er konnte nur hoffen, dass sie ihn freiließen,
bevor seine Schwester den lieben Herrgott traf.

Als sich die Tür hinter dem Henker schloss, platschten
draußen die ersten Regentropfen aufs Pflaster. Schon bald
darauf prasselte der Regen so dicht, dass die Wartenden
vor dem Tor ihre Mäntel über sich hielten oder in den um-
liegenden Heustadeln Schutz suchten. Hagelkörner, groß
wie Taubeneier, fielen vom Himmel, und so mancher
Bauer fluchte, dass er die Ernte nicht früher eingebracht
hatte. Es war bereits das dritte große Gewitter in dieser
Woche, die Leute beteten und rückten unter dem Herr-

gottswinkel in der Stube eng zusammen. Nicht wenige Bewohner der umliegenden Dörfer erkannten in der Sintflut den gerechten Zorn Gottes. So strafte er das zügellose Treiben der verfluchten Städter! Die bunten Kleider, das Schachern, den Besuch bei den Dirnen und den Hochmut, immer noch höhere Häuser bauen zu wollen. Waren Sodom und Gomorra nicht auf ganz ähnliche Weise zugrunde gegangen? Mit dem Reichstag im nächsten Januar würden wieder all die aufgeblasenen hohen Herren kommen, sie würden saufen und huren und statt der Messe ihre eigene Macht zelebrieren – wo doch der Herrgott allein über das Wohl und Wehe des Deutschen Reichs entschied!

Unter lautem Krachen schlug ein Blitz oben im Wehrgang ein. Ein Donnern folgte, das die Kinder noch bis zum Emmeransplatz weinen ließ. In dem kurzen Flackern des darauffolgenden Blitzes sah man nun, wie eine Gestalt sich vom Jakobstor Richtung Stadt kämpfte. Der Mann ging gebückt, Hagel und Regen schlugen ihm ins Gesicht. Kein anderer wagte sich bei solch einem Wetter auf die Straße. Doch der Mann musste Meldung machen.

Die Narbe in seinem Gesicht schmerzte, wie so oft, wenn sich das Wetter änderte. Fast wäre ihm der Henker entkommen, doch der Mann hatte gewusst, dass sein Feind durch das Jakobstor musste. Kein anderer Weg führte vom Westen her in die Stadt hinein. Also war er von der Floßlande auf dem schnellsten Weg zum Tor gerannt und hatte die Wachen benachrichtigt. Mit ein bisschen Geld war nun die nötige Zeit gewonnen, die sie brauchten, um ihren Plan in die Tat umzusetzen.

Rache ... Wie lange hatten sie beide darauf gewartet!

Der Mann grinste, und die Narbe in seinem Gesicht begann nervös zu zucken.